Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 11 (1921)

Heft: 14

Artikel: Eduard Huber

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-637169

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Eduard Buber in dinesischer Kleidung.

gewöhnt war. "Rommt nur ungeniert herein, es gilt gleich= viel wie das Draußenstehen!"

Hermine folgte ihr gelassen. Drinnen im breiten, mit Steinplatten belegten Hausslur kam den beiden eine Frau entgegen, die, ursprünglich groß gewachsen, nun so gebeugt ging, daß ihr Körper fast einen rechten Winkel bildete. Hermine erschrak innerlich vor der sonderbaren Erscheinung und hatte Mühe, sich an deren Anblick zu gewöhnen.

(Fortsetzung folgt.)

Eduard Huber.*)

Ein ich weizerischer Indochinaforscher.

Indien bedeutet für uns das Land der Wunder. Südsöftlich von Suez endet für den Europäer das Walten der Borsehung abendländischer Art, und die Menschen werden den Göttern und Teufe'n Asiens ausgeliefert, deren tropische Wildheit unseren nördlich-gemäßigten Sinnen und Gemütern meist unverständlich bleibt.

Gerade diese Tatsache, verbunden mit dem Fremdartigen einer unseren Verhä'tnissen und Lebensarten vollständig sernsiegenden Welt macht es aus, daß in jedem von uns einmal der Wunsch auftaucht, hin ureisen und mit eigenen Augen zu betrachten, was uns Bücher und Schullehrer schildern und berichten. Allein es sind Wenige die Indienreisen nicht bloß auf der Landkarte aussühren. Man hat "kein Geld", man hat "Wichtigeres zu tun" — mit diesen Ausreden weiß sich der guterzogene Staatsbürger nicht nur von einer Indienreise. sondern noch über eine ganze Reihe von Forderungen, die seine Seele an ihn stellt, hinwegzutäuschen. Er lebt seinem

Berdienste und merkt in der Sorge ums tägliche Brot oft nicht, daß er noch eine weitere Bestimmung hat, als in Hast und relativ friedloser Alltagsarbeit unter einem Joch von tausend Pflichten müde und alt zu werden: daß er in sich die seelische Forderung nach Weiterentwicklung trägt, auch wenn er übers Schwabenalter hinaus ist.

Ja, wird man fragen, soll denn ein jeder nach Hinterinden reisen? Nein: jeder fühlt ganz genau, was ihm nottut für seinen inneren Menschen, was er tun muß, um sein bessere Ich nicht unter der Last alltäglich-gewöhnlicher Betriebsamkeit untergehen zu lassen. Die Hauptsache dabei ist, daß er seiner inneren Forderung folgt und ihr nicht mit einer Ausrede ausweicht, weil ihm die Erfüllung dieser Forderung keine Million einbringt. Manchmal wird es eine Reise seine Million einbringt. Manchmal wird es eine Reise sein, manchmal die Inangriffnahme eines "unrentablen" Werkes, manchmal das Sich-Zeit-Rehmen zum Lesen eines für ihn wichtigen Buches vielleicht wird es bei dem oder jenem auch ein Sich-Loßreißen aus geliebten Verhältnissen sein, besonders dann, wenn seine Seele frei werden will von der Bemutterung heimatländischer Lebensauffasung, Denkart, Horizontverengerung, geistiger Abhängigkeit und vaterländischer Beschränktheit.

Eduard Huber war einer, den der Drang nach Wissen, die Liebe zu einer halb verschütteten, deswegen jedoch keineswegs zu verachtenden Rustur, und ein außerordentliches Sprachtalent hinauszogen in die weite unerforschte, geheimnisreiche und gefährliche Welt Indochinas.

nisreiche und gefährliche Welt Indochinas. Wenn man glaubt, es sei eine Seltenheit, daß Schweizer an Durchforschungen fremdländischer, wenig bekannter Gebiete teilnehmen. so irrt man sich: bis zum Jahre 1904 zählte man 60 Afrikaforscher schweizerischer Kerkunft.

Huber wurde als der zweite Sohn eines Ziegeleibesitzers zu Großwanzen (Luzern) im Jahre 1879 geboren. Als Kind verunglüdte er in der Fabrik seines Vaters und verlor seinen linken Arm. So konnte er nicht, wie er es sich wünschte, die militärische Laufbahn ergreifen. Bald entdeckten seine Eltern und Lehrer das außerordentliche Sprachtalent des Burschen. Als Fünfzehnsähriger kam er nach Solothurn an die Kantonsschule, wo er neben Französisch auch Unterricht nahm in Italienisch, Englisch, Spanisch, Hebräisch, Chaldässchund Sanskrit.

Dann reiste er nach Paris, um die Sorbonne zu beziehen. Der Direktor wollte den schüchternen Schweizer abweisen, er lies ihm ein arabisches Schriftstud reichen, das sollte er übersetzen. Zu seinem Erstaunen sas und übersetze ihm der linkische Schweizerjüngling das Prüfungsstück ohne langes Besinnen und so fliegend, daß er Suber den Eintritt sofort gewährte. Außer den bereits angefangenen Sprach studien beschäftigte sich Suber nun noch mit Altversisch. Russifd. Japanisch, Chinesisch Armenisch und Sindostanisch. Es war in der Regel kein trodener Grammatikunterricht, den er genog. An der Sorbonne sind nicht nur die besten Lehrer des ganzen Landes, dort finden sich auch Studenten aus allen Gegenden der Erde. Suber ichloß zahlreiche Freundschaften mit Orientalen, in deren Muttersprachen er mit ihnen verkehrte und sich so in der Konnersation übte. Mit einem Osmanen übersette er türkische Zeitungen, der Archimandrit (Erzhriefter) der Armenier in Baris übersehte mit ihm armenische Literatur, und Lien Hong, ein Mandarin bei ber dinesischen Gesandtichaft, führte ihn in die Abfassung diplomotischer Aftenstücke ein. Reten ben klassischen Sprachen körte er im Umgang mit Studienkameraden eine ganze Menge verschiedener Dialette. "Und man stelle sich dabei nicht eine oberflächliche, auf einige Worte und Redewen= dungen beschränkte Kenntnis vor," schreibt einer seiner französischen Rameraden, der dann mit ihm in Sinterindien weilte. "Ich erinnere mich. daß ich Huber an der Schule, wolche damals von hanoi nach Saigon übersiede'te. Sindostanisch mit einem Portier aus dem sublichen Indien icherzen, mit seinen beiden Dienern fleißig Befinger Chine-

^{*)} Eduard Huber, ein sehmeizerischer Sprachengesehrter, Sinolog und Andochmoiorischer. Sein Leben, seine Kriefe, seine wissenschaftliche Redeutung nehlt einer Ausmahl seiner Arheiten von Casimir Schunder, Jürich Mit 40 Allustrationen und 3 Kartenstizzen. Berlag Diell Füßli 1920. 203 S. Preis Fr. 20.

fisch und Birmanisch reden, auf Annamitisch mit buddhistischen Bonzen sich unterhalten und dann einige Bruchstude diefer Zwiegespräche uns überfegen hörte in tadellosem Französisch, wie er es übrigens in irgend einer andern europäischen Sprache auch getan hätte. — Er beherrschte nicht nur Arabisch, Sansfrit und Chinesisch gründlich, sondern außerdem an die dreißig andere Sprachen Asiens und Europas. Wie viele von ben besten Sprachkennern können sich dessen rühmen?" — Huber war ein Phänomen, das wahrscheinlich in der Welt einzig dasteht.

Nach dem Abschluß der Studien wollte Suber attaché à lécole française, d'extrême Orient in Saigon werden. Diese Schule ift dem Generalgouverneur von Indochina und der wissenschaftlichen Beaufsichtigung der französischen Akademie unterstellt und bezwedt, an der archäologischen und philologi= ichen Erforschung der indochinesischen Salbinsel gu arbeiten, mit allen Mitteln die Renntnis ihrer Sprachen, Denkmäler und ihrer Geschichte gu fordern, und zum Studium der benachbarten Landstriche, Indien, China. Japan, Malana, beizutragen. Sie gibt periodische Berichte über ihre Arbeiten her-

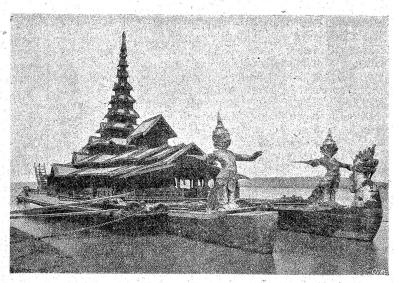
aus und rettet alte Urkunden und Runftwerke vor dem vollständigen Untergang.

Huber schiffte sich im März 1901 in Toulon ein und gelangte nach einer prächtigen Meerfahrt, die er in seinen zahlreichen Reisebriefen schildert, etwa einen Monat später in Saigon an, wo man ihn wie einen kleineren Fürsten empfing. "Der Empfangssaal gibt punkto Ausstattung einem Salon vom Faubourg St. Germain nichts nach," berichtet er. "Meine Zimmer sind zur Sälfte auf annamitische Art eingerichtet, 3. B. das große Himmelbett ist gang von Till umgeben, durch den feine Mude und fein Mostito hindurchdringen kann. Neben unserem Sause wohnen in zwei Bambushäuschen ein annamitischer und ein chinesischer Ruli mit Frau und Rind, beide bedienen uns. Wir wohnen im Villenguartier inmitten von Palmen, tropischen Pflanzen, wun=



Annamitischer Bonze

derbaren Blumen und Springbrunnen." Sofort bekommt er den Ort seiner Tätigkeit lieb. Er sichtet 83 große Bink-



Barken des letzten Konigs von Birma

tisten, deren Inhalt aus den wertvollsten Werken der kaiser= lichen Bibliothet zu Peting, aus wundervollen Porzellangegenständen und Gemälden besteht. Tagsüber arbeitete er in den Zimmern und Galen der Anstalt, draußen war die Site ju groß. Gine Stunde por Nachtanbruch jedoch fuhr er in einer Rutsche aus. Alsdann wehte vom Meer her ein fühler (28 Grad) Wind. Es ging an zahlreichen annamitiichen Pagoden vorüber, deren Mauern mit blauem Borzellan bededt sind. Ihre Dächer sind merkwürdig geschweift und tragen eine Menge fleiner Glödchen, die beim leisesten Windhauch ertonen und ihr helles Geilingel in die dumpfen und schwermütigen Weisen der Bongen mischen.

Seine Diener sind ihm treu ergeben. "Raum bin ich in meinem Zimmer angelangt, so eilt Nam, der annamiti= sche, oder Tao, der chinesische Boi herbei und kauert bei der Türe nieder und geht nicht weg, ehe ich fort gehe; er folgt mit seinen Bliden jeder meiner Bewegungen. Wenn ich etwas nötig habe, so errät er es, ohne daß ich es ihm zu befehlen brauche. Sieht er, daß ich schwitze, so fragt er mich: "Herr, hast du Durst?" Wenn ja, so holt er mir einen ganzen hut voller Bananen, Ananas, Mangos. Gegen 7 Uhr fragt er: "Herr, willst du essen gehen?" Wenn ja, so stürzt er auf die Straße und führt einen der zahlreichen kleinen Wagen samt Ruli herbei, der mich im Galopp in das europäische Viertel herunterfährt ... Nam und Tao bringen mir jeden Tag eine ganze Garbe der prächtigiten Blumen und etwa auch Räfer und Schmetterlinge, die das Entzüden der Naturforscher bilden würden. Eines Tages präsentierte sich Tao junior bei mir, in der einen Sand eine Schildfrote, in der anderen einen mächtigen Sornfrosch, so groß wie ein Rürbis. Dieser hat mir jedoch ein solches Unbehagen verursacht, daß ich dem fleinen Tao verbot, mir weitere Exemplare solcher Ungeheuer auf mein Zimmer gu bringen.

Es ist gang selbstverständlich, daß Suber gleichsam als Rompensation für sein tägliches gelehrtes Stubensihen Anteil nahm am Volksleben der Einheimischen und oft wochenlange Reisen unternahm. Gerade die Reisen erlaubten ihm. das Angenehme mit dem Rüglichen zu verbinden, zu arbeiten an seiner Lebensaufgabe und sich zu erholen zugleich. Barken, sog. "Dschunken", Elefanten und kleine, ziegengroße annamitische Pferdchen dienten als Berkehrsmittel in das Innere des Landes, das der europäischen Kultur und dem Verkehr trot der formellen französischen Oberherrschaft noch ganz verschlossen war. Ueberall wird Huber mit größten Ehren empfangen und bewirtet, denn sein Kornak (Elefantenführer) trägt am Arm die gelbe Binde des Königs,

und sein Ruf als "europäischer Mandarin" ist ohne Telegraph weit ins Innere der Halbinsel gedrungen. Wenn er dem Oberbonzen von Sala-Ru sagt, daß er das Pali, die Sprache Buddhas, verstehe, wächst der Respekt des Annamiten zur grenzenlosen Berehrung. Suber barf zu Fugen der goldenen Buddhastatue schlafen, wo er am Morgen durch den Lärm lernender Novizen gewedt wird. Der chinesi= sche Lehrer läht seine Zöglinge ihre Aufgaben mit lauter Stimme hersagen, damit keiner in Bersuchung komme, Allotria zu treiben. Suber besuchte auch die Raiserstadt Sué, die sonst den Europäern verboten ift. Dort befinden sich berühmte Serrschergräber, die mit Friesen und Inschriften geschmudt sind. Sie zu studieren und nach ihnen ein Geschichtswerk zu schreiben, brauchte eine Arbeitszeit von mehreren Jahren. Suber kopierte rasch, was ihm am Interessantesten schien, denn seine Zeit war nur kurz bemessen, und er mußte wieder nach Saigon zurückehren, weil die école française de l'extrême Orient nach Handi im Lande Tonking versett werden sollte, und er die Berpadung und Berladung verschiedenen wissenschaftlichen Materials zu besorgen hatte. Das Klima in dieser Stadt war Suber weniger zuträglich als dasjenige von Saigon, er mußte oft im Babe arbeiten, um es auszuhalten in der großen Sitze, d. h. in der Bade= wanne, in die man beständig fünstlich fabriziertes Eis warf, nicht etwa in einem Flusse oder im offenen Meere: dort ware die Wassertemperatur so hoch gewesen. daß ein Bad vielmehr eine Ermüdung, denn eine Erfrischung bedeutet (Shluß folgt.) hätte.

Phantome von Lebenden und Toten.

III.

Die religiösen Hypothesen wollen wir hier ausschalten, denn sie gehören einem andern Gedankenkreis an. Um die Mehrzahl dieser Erscheinungen zu erklären oder ihnen doch nicht in völligem, trostlosem Schweigen gezenüberzustehen, bieten sich zwei Theorien an, die auf mehr oder weniger auseinanderlausenden Wesen beide im Unbekannten enden, nämlich die spiritistische und die mediumistische Theorie.

Die Spiritisten oder besser die Reospiritisten oder wissen= schaftlichen Spiritisten, die man nicht mit den allzu leicht= gläubigen Schülern Allan Rardies verwechse'n darf. behaupten. daß die Toten nicht völlig sterben, daß ihre geistige ober animistische Wesenheit sich nach der Auflösung des Körpers nicht verliert und im Raume gerstreut, sondern uns auch weiterhin mit einem tätigen, wenn auch unsichtbaren Dasein umgibt. Uebrigens besitht die neusviritistische Theorie über das Nachleben der entförperten Geister nur ziemlich unbestimmte Begriffe. Sind sie klüger als einst, wo sie noch an den Rörper gebunden waren? Besiken sie umfassendere Renntnisse und Fähigkeiten als wir? Unbestreitbare Tatfachen, auf Grund deren man dies behaupten dürfte, liegen bisher nicht vor. Im Gegenteil! Wenn die entkörverten Geister wirklich weiter leben, so scheint ihr Leben beidrankt, hinfällig, unsicher, gestaltlos und vor allem recht furz zu sein. Dagegen wenden die Spiritisten ein: so ericheine es nur unsern ohnmächtigen Sinnen. Die Toten durch die wir hinimreiten, ohne es zu ahnen, bemühten sich wohl, sich perständlich zu machen und sich kundzugeben, stiegen sich aber an ber undurchdringlichen Mouer unferer Ginne. Die lediglich zur Wahrnehmung der Materie geschaffen seien und unwiderruflich von allem ührigen. d. h. zweifellos vom wichtiaften im Westall, abgeschlossen seien. Was von uns üherlebt, sei im Kerker unseres Leibes völlig unerreichbar für, das, was von ihnen überlebt. Höckstens gelänge es ihnen für Augenhlice, einen schwachen Schimmer ihres Daseins durch die Snalten der se'tsamen Organismen zu werfen, die wir Medien nennen. Aber biefer huschende, fluchtige, ungewisse, trube und entstellte Schimmer konnte nur

einen lächerlichen Begriff von einem Leben geben, das nichts mehr gemein hat mit dem rein animalischen Leben, das wir hier auf Erden führen. — Möglich ist es, und die Snpothese lät sich verfechten. Bemerkenswert ist jedenfalls, daß gewisse Mitteilungen und Rundgebungen auch die faltesten Gelehrten erschüttert haben, die den Einflüssen des Jenseits am abgeneigtesten waren. Um ihre Unruhe und ihr Erstaunen zu begreifen, braucht man nur -Beispiel unter tausend zu nennen - den verwirrenden, aber unanfechtbaren Bericht des Professors Bottazzi, Direktors des Physiologischen Instituts an der Universität Neapel, zu lesen, der den Titel trägt: "In den unerforschten Gebieten der menschlichen Biologie. Beobachtungen und Experimente an Eusapia Valadino." Selten sind auf mediumistischem ober spiritistischem Gebiet Experimente mit gleich argwöhnischem Mißtrauen, mit gleich unerbittlicher wissenschaftlicher Strenge geführt worden. Als in dem kleinen physiologischen Laboratorium der Universität Neapel, hinter sorgfältig versiegelten und mit Borlegeschlössern versehenen Turen, wo jede Betrugsmöglichkeit gewissermaßen mathematisch ausgeschlossen war, plöglich einzelne Glieder und blasse, durchsichtige, fluge Sande erschienen und die Apparate in Betrieb fetten, die zur Aufzeichnung ihrer Berührungen bestimmt waren, und besonders, als sich zwischen den Vorhängen des mediumistischen Kabinetts das Profil eines schwarzen Kopfes zeigte, das mehrere Sekunden sichtbar blieb und selbst wie verstört verschwand ob der Ausrufe des Erstaunens, die es den Gelehrten entlockte, die doch auf alles gefaßt waren, da gesteht Professor Bottazzi. — es sind seine eigenen Worte, gemessen, wie es der Wissenschaft geziemt, aber vielsagend, - ihm sei ein Schauder über den ganzen Leib gelaufen.

IV.

Das beachtenswerteste spiritistische Argument stütt sich auf die Erscheinungen von Toten und auf die Säuser. in denen es spukt. Die Phantome, die dem Tod eines Menschen vorangehen, ihn begleiten oder ihm bald nachfolgen, wollen wir hier nicht berudfichtigen. Sie erklaren fich durch die Uebertragung einer heftigen Gemütserschütterung von einem Unterbewußtsein zum andern, und auch wenn sie erst mehrere Tage nach dem Tode erfolgen, kann man noch behaupten, daß es verspätete telepathische Mitteilungen seien. Aber was soll man von den Phantomen sagen, die ein Jahr, ja zehn Jahre nach dem Verschwinden der Leiche entstehen? Sie sind allerdings ziemlich selten, aber schließlich gibt es doch solche, die sich schwerlich ableugnen lassen: so forgfältig wurde ihr Ericheinen durch gablreiche übereinstimmende und bestimmte Zeugnisse erhartet. Zwar lätt sich auch hier, wo es sich zumeist um Erscheinungen handelt, Die Berwandte und Freunde gehabt haben, die Behauptung aufstellen. daß es sich um te'epathische Vorgange ober Gedacht= nishalluzinationen handelt, womit den Spiritisten eine neue, beträchtliche Provinz ihres Reiches genommen würde. Immerhin bleiben ihnen oewisse abgeschlossene Gebiete, wo unfre televathischen Erklärungen ichon ichwerer Zutritt finden. Gibt es doch Fälle. wo Gespenster Leuten erschienen find. die den als Geist Wiederkehrenden nie gefannt noch gesehen haben. Diese Erscheinungen fallen mehr oder min-der mit den Gesvenstern der Sputhäuser zusammen, auf die mir noch einen Augenblid gurudtommen muffen.

Wie schon weiter oben gesagt, ist es fast unmöglich, die Existenz dieser Häuser ehrlich in Abrede zu stellen. Auch hier drängt sich in den meisten Fälsen die televathische Erstärung auf. Ia, man kann ihr eine zwar seltsame, aber berechtigte Erweiterung gehen. denn ihre Grenzen sind unbekannt. Es ist also ziemlich häusig vorgekommen. daß Gespenster die Ruhe eines Hauses störten, wo sich dann, disweilen auf ihre Angaben. Gebeine gefunden haben, die entweder in den Wänden oder unter dem Fußbodenbelag verborgen waren. Es kann sogar vorkommen — wie in dem